

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Sagen und Novellen aus Oldenburgs Vorzeit

Lambrecht, Heinrich Gerhard

Oldenburg, 1852

Landesbibliothek Oldenburg

Shelf Mark: GE IX A 405 A

Die Linde auf dem Kirchhofe zu Oldenburg.

[urn:nbn:de:gbv:45:1-931586](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-931586)

Die Sünde auf dem Kirchhose zu Oldenburg.

In alter, grauer Zeit lebte zu Oldenburg ein junges, sittsames Mägdlein, Maria mit Namen, die ihre alte Mutter, da ihr Vater, ein armer Klempermeister, schon frühe gestorben war, mit ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernährte. Doch wenn sie auch arm und nur aus geringer Familie war, so hatte sie doch einen Vorzug, der ihr von manchem reichen und angesehenen Mädchen beneidet wurde, denn sie war schön wie ein Engel, und die jungen Bursche der Stadt pafsten die Zeit ab, wenn sie zur Kirche ging, oder sonst in der Stadt einen Besuch zu machen hatte, um ihr dann einen freundlichen Grufz zunicken zu können, oder wenn das nicht möglich war, da sie, um den Blicken der jungen Leute nicht zu begegnen, aus Sittsamkeit die schönen, hellblauen Neuglein fast immer auf den Boden heftete, sich wenigstens an ihrem Anblick zu erfreuen.

Das ging so mehrere Jahre und Marie, von frühesten Jugend an an ein dürftiges Leben gewöhnt, war mit ihrem Loofe vollkommen zufrieden, und in Gemeinschaft mit ihrer alten Mutter, die die Hände

gleichfalls nicht in den Schooß legte, nähete und spann sie vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht. Alle Nachbarn, deren sie freilich nicht viel in ihrer kleinen Straße zählte, denn diese erstreckte sich nur von der gewölbten Brücke des Everstenthores bis an den Kirchhof, der an der Stelle gelegen war, wo jetzt das kleine Palais und das Collegiengebäude stehen, achteten und liebten das fromme, fleißige Mädchen, und stellten es ihren eigenen Töchtern als ein Muster auf. — Allein dieses friedliche Stilleben Mariens wurde bald unterbrochen; ihre Mutter erkrankte und es mußte für Arzneien so viel ausgegeben werden, daß Mariens Verdienst, der, weil sie einen großen Theil ihrer Zeit der Pflege der Mutter opfern mußte, ohnehin schon karglicher wie gewöhnlich war, nicht mehr ausreichte, und so mußte ein Stück Hausrath nach dem andern verkauft werden, bis sie zuletzt sogar genöthigt war, ihr kleines schon sehr verschuldetes Besizthum noch mehr mit Schulden zu belasten.

Endlich starb die Mutter, und mit den Begräbniskosten und dem Todtenbiere, welches zu geben die Sitte erforderte, ging der letzte Rest ihrer Habe dahin, und nachdem ihr Häuschen und Alles, was noch an den nothwendigsten Hausgeräthen vorhanden, den Gläubigern zugefallen war, sah sich Marie genöthigt, in fremder Leute Dienst zu treten, welches ihr zwar



sehr schwer wurde, da sie als eine Bürgerstochter auch ihr bescheiden Theil Stolz besaß, was sie aber nichtsdestoweniger mit frommer Ergebung that. — So fand sie denn ein Unterkommen in dem Hause des reichen Kaufmanns Adam Fluchheil an der Langenstraße, in welchem ihr, da sie anständig und geschickt war und im Rufe der strengsten Rechtschaffenheit stand, die Leitung des ganzen Hauswesens, so wie die Schlüssel zu Keller, Laden, Kisten und Schränken anvertraut wurden, so daß das Leinen-, Gold- und Silbergeräth, kurz alle werthvollen Gegenstände eines großen und reichen Haushalts unter ihrer Obhut und Aufsicht standen.

Und Maria verwaltete auch ihr Amt zur Zufriedenheit des Hausherrn und seiner Gattin, welche letztere indessen sehr kränklich war, weshalb sie auch das ihr eigentlich zustehende Amt, einer Ordnerin und Leiterin des Hauswesens, Marien übertragen hatte. — Nachdem der Schmerz um den Tod ihrer geliebten Mutter etwas milder geworden war, fühlte sich Maria auch ganz wohl in ihrem neuen Wirkungskreise, um so mehr, da ihr von allen Hausgenossen mit der größten Achtung und Zuverlässigkeit begegnet, und sie von dem Herrn und der Frau des Hauses fast als ein Familienglied behandelt wurde. Wenn sich auf diese Weise Mariens Schicksal ganz wohl gestaltet hatte, so fehlte doch auch das

Unangenehme nicht, und bald hatte das arme Mädchen Ursache, das Glück: in Adam Fluchbeils Wohnung eine Zufluchtsstätte gefunden zu haben, auf's Tiefste zu beklagen. Von Fluchbeils Kindern war bis dahin nur ein Sohn erwachsen, welcher Anton hieß und ein leidenschaftlicher, ausschweifender Jüngling war. Bei allen Gelagen, die die wohlhabenderen jungen Bürgeröhne hielten, wozu sich auch wohl die Söhne der Rätthe und Diener des gräflichen Hauses einfanden, war Anton Fluchbeil zu finden, und manchmal kehrte er erst spät in der Nacht zum Alerger seiner braven Eltern nach Hause zurück, die leider zu schwach waren, um dem zügellosen Leben des jungen Menschen Einhalt zu thun.

Dieser Anton Fluchbeil war gewissermaßen der Alcibiades der Stadt Oldenburg, denn Niemand, die Söhne der vornehmsten Hofbeamten nicht ausgenommen, machten so viel von sich reden, als er. Er war der Schrecken der ehrsamten Bürgerleute, die, wenn sie Nachts ihre Fenster einschlagen, oder an Thor und Thür pochen hörten, sicher an Anton Fluchbeil dachten, der aber die Schaarwächter immer bei der Nase herumzuführen wußte, so daß sie ihn nie ertappen konnten. Er war der Schrecken der Mütter und Jungfrauen, die ihn zwar aus verschiedenen Gründen fürchteten; denn er war nicht nur ein schöner, schlanker Bursche, sondern auch listig und ver-

schlagen und von einschmeichelndem, berücksichtigenden Wesen, aber auch wieder eben so frech und rücksichtslos, und nichts machte ihm mehr Vergnügen, als wenn er wohlgezogenen, sitzamen Mädchen Verlegenheiten bereiten und ihnen die Röthe der Scham und des Verdrußes auf die Wangen treiben konnte. Gleichwohl hatte der reiche Kaufmannssohn allenthalben Zutritt, und manche sorgsame Mutter hoffte im Stillen, daß sich die Unarten und Ungezogenheiten Antons in der Folge wohl verlieren möchten, und er dann als Tochtermann gar nicht so übel sei. Das Schlimmste aber war, daß Anton, der allerdings auch glänzende Eigenschaften besaß, nicht nur ausschweifend, frech und ungezogen war, sondern neben dem Allen einen hämischen, boshaften und vor Allem rachsüchtigen Character hatte. Eine ihm zugesetzte Unbill oder Beleidigung vergaß er nie, und wo sich nur die Gelegenheit bot, suchte er sich an dem Beleidiger bald auf offene, bald auf hinterlistige, böshafte Art zu rächen.

Zu Mariens Unglück faßte dieser verderbte Jüngling eine verbrecherische Neigung zu ihr, und in dem Glauben, daß das blutarme, alleinstehende Mädchen ihm den Sieg wohl nicht schwer machen werde, hatte er, um sie für sich zu gewinnen, ihr mitunter nicht unbedeutende Geldgeschenke dargeboten, und da diese abgelehnt wurden, sich in Aufmerksamkeit anderer

Art erschöpft, indem er ihr bald ein neues Kleid, bald ein Ohrgehänge oder sonstige Kleinigkeiten als Neujahrs-, Geburtstags- oder Weihnachtsgeschenke verehrte. Diese Geschenke durfte Maria, wenn sie ihn nicht beleidigen wollte, nicht abweisen, aber mit tiefer Bekümmerniß hatte sie bald bemerkt, welcher unlauteren Absicht Antons Artigkeiten ihren Ursprung verdankten, und um so mehr war sie in ihrem Benehmen gegen ihn auf ihrer Hut, damit nicht eine Zufälligkeit, etwa ein trauliches Wort oder ein freundlicher Blick ihm Veranlassung geben möchten, ihr wirkliche Anträge zu machen, welche, wenn sie einmal ausgesprochen waren, ihren ferneren Aufenthalt in Fluchbeils Hause unmöglich machen mußten. Durch ihr stets gleichmäßig höfliches und achtungsvolles, aber zugleich auch ernstes und gemessenes Benehmen gelang es ihr denn auch eine Zeitlang, den rohen jungen Menschen von sich entfernt zu halten, den übrigens diese Zurückhaltung keineswegs von seiner unreinen Liebe heilte, sondern ihn im Gegentheil nur immer mehr reizte, so daß er, um seinen Zweck zu erreichen, zu allerlei schlimmen Verführungskünsten seine Zuflucht nahm. Nicht nur verwendete er die größte Sorgfalt auf seine Kleidung, damit seine schöne Figur desto besser hervortreten möchte, sondern er wußte sich auch den Anschein zu geben, als sei er von tiefer, schwärmerischer Liebe ergriffen, die seinem

Leben Gefahr drohe, wenn sie nicht erwiedert werde. Bald schien er zerstreut, bald melancholisch zu sein, sein Gesicht erheiterte sich, sobald Maria mit ihm zu reden oder ihn anzusehen gezwungen war, dann aber nahm es wieder den Ausdruck der tiefsten Traurigkeit an und er seufzte zuweilen recht vernehmlich. Wenn seine ihn zärtlich liebende Mutter ihn in Mariens Gegenwart zuweilen fragte, was ihm fehle und welchen Grund seine tiefe Traurigkeit habe, dann meinte er, daß für ihn wohl kein Glück auf dieser Welt mehr blühen werde, und daß es am Besten sei, wenn der liebe Gott oder er selbst seinem Leben ein Ende mache. Die gute Mutter entsetzte sich dann über dergleichen ruchlose Reden, die sie um so schmerzlicher berührten, da der heuchlerische, verschmißte Anton ihr Liebling war, und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, ihn durch Geschenke und Lustbarkeiten, als Ausflüge aufs Land, Spiel- und Tanzgesellschaften von seiner melancholischen Stimmung zu befreien.

Marien aber wurde ihre Stellung in dem Glückseltschen Hause von Tage zu Tage peinlicher. Sie allein kannte den Grund von Antons auffälligem Benehmen, und wenn sie auch weit entfernt war, an eine reine und erlaubte Liebe Antons für sie zu glauben, so ahnte sie doch nicht, daß sein ganzes Benehmen nur Spiel und Maske war, und es be-

trübte sie wahrhaft, daß die, wie sie glaubte, flüchtige Neigung Antons ihn so sehr beherrsche und vielleicht seine Gesundheit zu untergraben drohe. Denn abgesehen davon, daß in ihrem Herzen auch nicht die leiseste Regung für Anton sprach, so war dasselbe auch schon nicht mehr frei und mit der innigsten Liebe einem braven Tischlergesellen zugethan, der in der Werkstatt des in ihrer Nachbarschaft wohnenden Tischlermeisters Wallmann arbeitete, dessen Nefte er war, und der ihn, da er seine Eltern früh verloren, schon vor Jahren als Lehrling in sein Haus genommen hatte.

An Wilhelm Wallmann waren die Wohlthaten seines Oheims denn auch nicht weggeworfen, denn er war nicht nur fleißig und geschickt, sondern auch fromm und gottesfürchtig geworden, und seinem Oheim und Meister mit Liebe und Dankbarkeit zugethan.

Dieser treffliche junge Mann, der beiläufig auch einer der schönsten jungen Männer der Stadt war, und zu den Jugendgespielen Mariens gehört hatte, war dem Herzen des schönen Mädchens nicht gleichgültig geblieben, während er seinerseits ihr mit der glühendsten Liebe ergeben war. Da sie aber beide arm waren, so lag das Glück einer ehelichen Verbindung noch in weiter Ferne, und Wilhelm wollte noch erst auf die Wanderschaft gehen, um was Recht-schaffenes zu erlernen und zu erwerben; dann aber,

wenn er als Meister in seiner Vaterstadt sich niedergelassen hatte, dachte er seine geliebte Maria als Gattin heimzuführen. Da aber bis dahin noch manches Jahr ins Land gehen mußte, so hatten sie es vorgezogen, ihre Liebe geheim zu halten, um nicht unnöthigerweise ins Gerede der männlichen und weiblichen Frau Basen zu kommen, die, wenn sie von dem Herzensbunde der beiden jungen Leute etwas gewußt hätten, auch wohl nicht unterlassen haben würden, Klatschereien dieser oder jener Art auf den Markt zu bringen.

Um ihrem Geliebten, dessen leicht erregbares Herz sie kannte, keine Veranlassung zu geben, eine Unbesonnenheit zu begehen, hatte Maria ihm bisher nichts über ihre peinliche Stellung dem Sohne ihres Hausherrn gegenüber mitgetheilt, aber sie fürchtete sehr, daß der Grund des auffallenden Benehmens desselben früher oder später bekannt werden und so auch zu Wilhelms Ohren dringen könne, und in diesem Falle konnte der Geliebte ihr wenigstens einen Mangel an Vertrauen vorwerfen, wenn sie auch nicht fürchtete, daß er an ihrer Treue zweifeln oder sonst irgend einem Urgwohn Raum geben werde.

Unentschlossen, ob sie die vortheilhafte Stelle in Bluchbeils Hause aufgeben, oder ihren Geliebten von dem Stande der Dinge in Kenntniß setzen sollte, stand sie sinnend eines Abends nach vollbrachtem

Tagewerk in ihrem Stübchen, das nach hinten gelegen war und die Aussicht auf den hohen, die Stadt umgebenden Wall gestattete, der damals noch mit Festungswerken versehen war, wovon als letzter Ueberrest jetzt nur noch ein einziges Gebäude, der jetzige Eiskeller, vorhanden ist. — Maria war recht trübe gestimmt, sie konnte sich banger Ahnungen nicht erwehren und schaute ernst und gedankenvoll zum Himmel hinauf, an welchem die vollrunde Scheibe des Mondes hing, der sein blaßes, melancholisches Licht in ihr Stübchen fallen ließ. Mechanisch griff ihre Hand endlich zum Spinnrade, das neben ihr stand, und während das Rädchen kreiste, neigte sie den Flachs mit Thränen, die ihr, ohne daß sie es zu bemerken und ohne daß sie einen bestimmten Grund zur Traurigkeit zu haben schien, über die blühenden Wangen rollten. Mit einemmale stand das Spinnrad still und Maria fuhr erschreckt empor, während ein Todeschauer ihre Glieder durchrieselte. Sie hatte beim Mondlichte gesponnen, und ihr fiel das Wort einer alten Muhme ein, die ihr einst als sie beim Mondescheine das Spinnrad zur Hand genommen hatte, dasselbe hastig wegriß, indem sie ihr zurief: „Kind, hüte Dich; die Spinnerin, die beim Mondlichte spinnet, spinnet sich ihr Todtenhemd.“ — Von dem Augenblicke an hatte sie es nie über sich vermocht, sich beim Mondscheine zum Spinnen hinzusetzen, ein inner-

liches Grauen hatte sie immer davon zurückgehalten, und nun in diesem Augenblicke, wo sie gar nicht Willens gewesen war, zum Spinnrade zu greifen, hatte sie emsig gesponnen und das Licht des Mondes war ihre Leuchte dabei gewesen.

Während sie noch in Betrachtungen über diesen seltsamen Zufall, der ihr eine böse Vorbedeutung zu sein schien, versunken war, öffnete sich leise die Thüre, und als Maria sich wandte, sah sie zu ihrem Schrecken Anton Fluchbeil hereintreten, der, so wie er die Thür hinter sich geschlossen hatte, ihr zu Füßen stürzte und ihre Hand ergriff, die er mit Küssen bedeckte.

Maria war über diese beispiellose Dreistigkeit eben so bestürzt als aufgebracht; während sie mit Mühe ihre Hand aus der des frechen Eindringlings riß, wollte sie zu gleicher Zeit die Thür öffnen und das Zimmer verlassen, was Anton, der inzwischen aufgesprungen war, jedoch verhinderte.

„Verzeihe mir, geliebte Marie!“ rief er mit leidenschaftlichem Tone, „ich habe so selten Gelegenheit mit Dir allein zu sein, und da ich Dich hier oben wußte, so konnte ich nicht widerstehen, ich wollte und mußte Dich sprechen, um Dir endlich das Geständniß meiner grenzenlosen Liebe zu Füßen legen zu können.“

Bei diesen Worten wollte er abermals die Hand Mariens ergreifen, aber diese wies ihn stolz und zürnend zurück.

„Nicht weiter, Herr Fluchheil!“ sprach sie mit fester, strenger Stimme, „wenn Ihr nicht wollt, daß ich sogleich Eure Eltern von Eurer frevelhaften Zudringlichkeit in Kenntniß setze. Was in meinem Betragen hat Euch Veranlassung geben können, mir in dieser mich entehrenden Weise entgegen zu treten?“

„O, nichts, ich weiß es nur zu wohl!“ antwortete Anton mit demüthigem Tone; „Du bist immer kalt und streng gegen mich gewesen, während ich Dir meine Liebe zu jeder Stunde zu erkennen gegeben habe.“

Maria, obgleich sehr erzürnt, hatte doch einiges Mitleid mit dem, wie sie glaubte, leidenden Zustand des Jünglings, und das unerlaubte Eindringen in ihr Gemach dem lebhaften Temperamente Anton's zu Gute rechnend, sprach mit minder hartem Tone:

„Was redet Ihr doch von Liebe, Herr Fluchheil; bedenkt doch, an wen Ihr Eure Worte richtet. Es ist die arme Magd Eurer Eltern, die vor Euch steht, und wenn Ihr nur einen Augenblick der Vernunft Gehör geben wollt, so müßt Ihr doch begreifen, daß zwischen Euch und mir nie von Liebe gesprochen werden kann.“

„Maria!“ rief Anton, den diese mild gesprochenen Worte wieder dreister machten; „was fragt die Liebe nach Geld und Stand? Hättest Du Tonnen Goldes und wärst Du die Tochter eines Grafen, ich könnte Dich nicht heißer und inniger lieben, als ich es jezt thue. Wie sollte das Geld meines Vaters und sein höherer Stand meine Liebe zu Dir unterdrücken können? Ich liebe Dich, so wie Du bist, Deine Reize sind es, die mein Herz in Fesseln geschlagen haben, und von Dir hängt es ab, ob ich grenzenlos elend, oder eben so glücklich werden soll.“

Die arme Maria war in der peinlichsten Lage, das unumwundene Liebesgeständniß Anton's und seine wie es schien wohlgemeinte Werbung um sie, erfüllten sie mit Bedauern, da sie diese Liebe nie erwidern konnte. Um nun dem jungen Manne mit der Erklärung, daß sie keine Neigung zu ihm fühle, nicht wehe zu thun, und um ihn durch Hindeutung auf die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen auf andere Gedanken zu bringen, antwortete sie ausweichend:

„Euer heißes Blut, Herr Fluchheil, reißt Euch hin, und Ihr seht in dem Feuer Eurer Leidenschaft nicht die Hindernisse, die sich Eurer Liebe entgegenstellen. Denkt doch einmal an Eure Eltern, glaubt Ihr wohl, daß diese es Euch je erlauben würden, mich zu Eurem Weibe zu machen?“

Der leichtsinnige, verdorbene Jüngling glaubte in diesen Worten, die nur von einem edlen, zarten Gefühl, das unnöthigerweise nicht verletzen mochte, Zeugniß gaben, ein Entgegenkommen, ein Eingehen auf seine Wünsche zu erkennen, und in dem Wahne, daß sein Spiel schon gewonnen sei, näherte er sich der Jungfrau und sprach mit schmeichelnder, scheinbar freudig bewegter Stimme:

„O, wie dankbar, meine holde Maria, bin ich Dir für diese milden Worte, die mir wenigstens nicht alle Hoffnung rauben!“

„Was meint Ihr damit — Ihr mißverstehet mich!“ rief Maria, die es schon bereute, Worte gesprochen zu haben, die zu einer solchen Auslegung Veranlassung gaben.

„O, nicht doch“; erwiderte Anton, der seine wahren Absichten jetzt aussprechen zu dürfen glaubte; „Du fürchtest, daß meine Eltern wohl mancherlei Einwendungen machen möchten, und da könntest Du freilich Recht haben. Aber lassen wir diese, sie brauchen ja nichts von unserm Bunde zu wissen, und warten wir ab, was die Zeit bringen wird. Einstweilen aber wollen wir uns der Gegenwart freuen und die Rosen verborgener Liebe pflücken, die wahrlich nicht süßer duften würden, wenn der Priester unsere Hände bereits ineinander gelegt hätte.“

Wenn Maria über die unedlen Absichten Antons noch Zweifel gehegt, so reichten diese leichtfertigen Worte vollkommen hin, sie zu zerstreuen, und mit Würde und Stolz antwortete sie: „Ich will nicht Euer geheimes Liebchen sein, Herr Fluchheil, ebenso wenig wie ich selbst ehrenhaften Anträgen von Eurer Seite hätte Gehör geben können. Doch lassen wir das; es ist mir lieb, daß Eure Worte mir die Gedanken Eurer Seele verrathen haben, und so bitte ich Euch nur noch, sogleich dies Zimmer zu verlassen.“

Anton war überrascht und bedauerte im Stillen zu vorschnell seine Absichten verrathen zu haben; zugleich aber erbitterte ihn der stolze, gebieterische Ton Mariens, und wohl einsehend, daß es jetzt unmöglich sei einzulenken, ließ er alle Verstellung fallen, und rief mit bitterem, unedlen Hohne: „Oho, mein Dirnchen, Du solltest hübsch bedenken, wer vor Dir steht! Es ist der Sohn Deines Brodherrn, der eine solche Sprache, die vielleicht einer Freifrau zustehen möchte, nicht von einer Magd hören mag.“

„Diese Sprache“, rief Maria jetzt mit vor Zorn gerötheten Wangen — „steht jedem ehrlichen Mädchen frei, und wenn Euer Vater mein Brodherr ist, so verdiene ich das Brod, was ich in seinem Hause esse. Euch aber steht es nicht zu, mich zu beleidigen mit ehlosen Anträgen, und wenn Ihr Euch jetzt

nicht augenblicks entfernt, so öffne ich das Fenster und schreie um Hülfe!“

Anton, der ein Aufsehen und die höhrenden Reden seiner Freunde fürchtete, wenn es bekannt werden sollte, daß eine Magd seine Bewerbungen mit Schimpf zurückgewiesen, bezwang den Zorn, der mächtig in ihm aufloderte, und sich zur Thüre wendend sprach er mit verhaltener Wuth: „Nun, ich gehe, aber ich denke, Du sollst es noch bereuen, in dieser Weise mit Anton Fluchbeil geredet zu haben.“ Damit warf er die Thüre hinter sich zu, daß es dröhnte, Maria aber, von diesem Vorfalle aufs Höchste angegriffen, sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich.

Das arme Mädchen sah jetzt die Nothwendigkeit ein, ihren Geliebten von allem in Kenntniß zu setzen, so wie auch, daß ihr fernerer Aufenthalt in Fluchbeils Hause zur Unmöglichkeit geworden sei. Von dem rachsüchtigen Anton war das Schlimmste zu erwarten, denn wer wußte, wie weit seine Bosheit gehen, und welche Mittel und Wege er einschlagen konnte, um sein Ziel, an Marien Rache zu üben, zu erreichen.

Während sie nun darüber nachdachte, wie eine geheime Zusammenkunft mit Wilhelm Wallmann zu bewerkstelligen sei, überlegte sie zugleich, ob sie Anton's Eltern Alles vertrauen solle, was sie zu dem

Entschluß bewogen, deren Haus zu verlassen, den sie denselben, sobald sie mit Wilhelm Rücksprache genommen, mittheilen wollte. Nach längerem Nachdenken kam sie jedoch zu der Ueberzeugung, daß dies nicht wohlgethan sein würde, weil einestheils Anton dann nur um so erbitterter auf sie werden mußte, und weil anderntheils die Sache dann leicht an die große Glocke kommen und sie der Gegenstand der Stadtklatschereien werden konnte. Sie nahm sich daher vor, sich einer alten Muhme, die auch schon ihr Liebesverhältniß kannte, zu vertrauen, und diese zu bitten, ihr ein Unterkommen in ihrer Wohnung zu gewähren, wo sie dann den Haushalt der alten kränklichen Frau zu führen und durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu gewinnen gedachte. Diese konnte dann auch ein Briefchen an Wilhelm besorgen, das ihn zu der jetzt nothwendig gewordenen Zusammenkunft einladen sollte.

Maria war, nachdem sie dieses bei sich beschlossen hatte, wieder ruhiger geworden, und ein frommes Nachtgebet sprechend, legte sie sich zu Bette. Aber kein freundlicher Engel bewachte ihren Schummer; bange Träume und Schreckgestalten ängstigten ihre Seele. Sie sah sich als Braut in einem schneeweißen Kleide, das seltsamer Weise mit weißen Rosen geschmückt war, und unter den Hochzeitsgästen, die sie ernst und schweigend umringten, gewahrte sie den

bösen Anton, der mit grinsendem Lachen sich ihr näherte, um ihr eine häßliche Schnur, die von Hans gedreht schien, als Hochzeitsgeschenk um den Hals zu legen. Die Schnur lastete schwer auf ihrem Nacken, es war ihr, als sollte ihr der Athem vergehen, und in demselben Augenblicke gewahrte sie mit Entsetzen einen armen Sünder, der am Galgen hing, und dessen Glieder vom Winde hin und her geschleudert wurden. Dann aber schwanden die Schreckbilder und sie erblickte einen Engel mit schönem, aber ernstem und traurigen Antlitz. Dieser breitete seine Flügel über sie aus und hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne. Von dem Augenblicke an bewegte nichts mehr ihre Seele und sie schlief ruhig bis zum Morgen. — Gewohnter Weise ging sie dann ihren Geschäften nach; die Traumgesichte der Nacht, auf welche sie sich nur unvollkommen besinnen konnte, beunruhigten sie nicht mehr, und ihrem gestern gefaßten Entschlusse gemäß benutzte sie die erste freie Stunde dazu, ihre Ruhme aufzusuchen, welche, nachdem Marie ihr Alles mitgetheilt hatte, gern auf die Bitte derselben einging, sie mit Freuden in ihre Wohnung aufzunehmen versprach und das Briefchen an Wilhelm, das ihn auf den Abend unter die dunkle Vorhalle des alten Rathhauses bestellte, sorgfältig in ihren Koffer legte, um ihn noch desselben Tages zur passenden Stunde zu bestellen.



Ueber den guten Erfolg dieses ersten Schrittes hoch erfreut, ging Maria nach dem Hause ihrer Herrschaft zurück. In der Thüre desselben begegnete ihr Anton, der sie verwundert ansah, da er sich nicht erklären konnte, was Maria schon früh Morgens außer dem Hause zu schaffen gehabt. Sein böses Gewissen ließ ihn indessen ahnen, daß dieser Morgenbesuch, den Maria gemacht, wohl eine Folge seiner gestrigen Unverschämtheit sei, und mit spöttischem Tone fragte er im Vorübergehen, ob sie vielleicht schon ihren Beichtvater aufgesucht, um sich von der Sünde ihrer gestrigen Unterredung mit ihm freisprechen zu lassen.

Maria aber würdigte den Glenden weder eines Blicks noch einer Antwort, sondern ging mit einer gewissen stolzen Verachtung an ihm vorbei. Anton aber ballte hinter ihr die Faust, und in seinem Innern schwur er der hochmüthigen Betteldirne, wie er sie nannte, nochmals die grimmigste Rache.

Noch nie war der guten Maria der Tag so lang geworden, wie heute, obgleich sie vollauf zu schaffen und zu ordnen hatte, denn der große, reiche Haushalt ihrer Herrschaft wurde fast allein von ihr geführt und geleitet. Endlich aber dämmerte der Abend, und nachdem sie alles Nöthige angeordnet, die ihrer Obhut anvertrauten Schränke, Koffer und Kisten sorgsam verschlossen hatte, erbat sie sich von der Haus-

frau die Erlaubniß, eine Freundin besuchen zu dürfen, die ihr auch bereitwillig ertheilt wurde.

Maria ging nun auf ihr Stübchen, und nachdem sie ihre langen blonden Flechten turbanartig um den Kopf geschlagen und ein dunkles Tuch angelegt hatte, damit sie nicht erkannt werden möge, verließ sie mit klopfendem Herzen das Haus, um sich nach dem Orte der Zusammenkunft, dem Rathhause, zu begeben, wo Wilhelm Wallmann wohl schon ihrer wartete.

Das alte Rathhaus stand an der Stelle des jehigen; das Haus des Adam Fluchbeil aber war an der Ecke der Gaststraße gelegen; es war somit kein weiter Weg, den Maria zurückzulegen hatte, aber dennoch huschte sie ängstlich an den Häusern hin, denn es kam ihr fast vor, als wandelte sie auf verbotenen Wegen, und eine geheime abendliche Zusammenkunft mit ihrem Geliebten auf offener Straße, so brav und gut der Zweck derselben auch war, erschien dem ehrbaren, züchtigen Sinne Mariens doch strafwürdig, und sie nahm sich vor, dies Vergehen dem lieben Gott abzubitten, sobald sie wieder in ihrem Kämmerlein sich befinden werde. Mittlerweile aber war sie in die Nähe des Rathhauses gekommen, und zu ihrem Schrecken gewahrte sie unter der Vorhalle desselben zwei männliche Gestalten, von welchen die eine auf- und niederwandelte, die andere



unbeweglich am Eingange der Vorhalle stand. Welcher von diesen Männern war Wilhelm, und wer war und was wollte der andere? Mariens Herz klopfte hörbar; sie fürchtete sich näher zu treten, denn wie leicht konnte sie sich an den Unrechten wenden, der sie ja möglicherweise kennen und ins Gerede der Leute bringen konnte. Während sie so einige Augenblicke unschlüssig an der Ecke der Kirchenstraße stand, und so wie Jemand vorüberging, ihr Gesicht gegen die Mauer der Nicolaikirche wendete, trat die eine Gestalt, die sie bemerkt zu haben schien, etwas näher, und Maria, die nun glaubte, daß es Wilhelm sei, verließ gleichfalls ihren Platz, um ihm entgegen zu gehen. Nur noch wenige Schritte von dem Ankommenden entfernt, glaubte sie vor Schrecken in die Erde sinken zu müssen, denn in der Person, die ihr entgegen kam, erkannte sie — Anton Fluchbeil. Ihre ganze Kraft zusammennehmend, wandte sie sich nun schnell seitwärts, und ging geradewegs auf den unter der Vorhalle auf- und niedergehenden Mann zu, der auch wirklich Wilhelm Wallmann war und ihr zum Willkommen freudig die Hand bot, denn eine Umarmung erlaubten sich die Liebenden zu damaliger Zeit nur selten, und sicher nicht eher, als bis sie einmal von der Kanzel herunter als Brautleute bezeichnet waren.

„Komm', komm'!“ rief Maria, sich ängstlich an

ihren Geliebten schmiegend, „laß uns weiter gehen, wir werden beobachtet.“

Sie zog bei diesen Worten den jungen Mann, der ihre Kengstlichkeit zwar nicht theilte, ihr aber willig folgte, mit sich fort, die Richtung nach dem Everstenthore nehmend. Maria schaute darauf zurück, um zu sehen, wo Anton bleiben möchte. Dieser aber war nicht mehr zu erblicken und die Liebenden gingen nun still und eilig die Häuserreihe entlang, die zum Thore führte, um durch die dunkle Wölbung desselben ins Freie zu kommen, wo sie der Gefahr, bemerkt zu werden, weniger ausgesetzt waren.

Anton Fluchbeil, der an demselben Orte, den Maria sich ausersehen, ein Stelldichein mit einem leichtgläubigen Bürgermädchen, das seinen trügerischen Versprechungen nur zu willig Glauben geschenkt, verabredet hatte, sah in dem Augenblicke, als Maria sich von ihm entfernte, daß sie nicht diejenige sei, die er erwartete. Indessen wünschte er zu erfahren, wer gleich ihm in so verstohlener Weise ein Liebesverhältniß unterhielt, und während Maria Wilhelm entgegen eilte, ging er einige Schritte voraus, das Paar, das seine Neugier rege machte, im Auge behaltend. Als er bemerkte, daß dasselbe sich dem Everstenthore zuwandte, ging er weiter voraus, und in den gewölbten Gang desselben tretend, in welchem es stockfinster war, eilte er schnell bis zur Wachtstube, durch

deren trübe Fensterscheiben der Schein eines Lichtes fiel, in welchem er die Vorübergehenden zu erkennen hoffte, während er selbst, an die dunkle Wand des Wachthauses gelehnt, nicht gesehen werden konnte. — Bald nach ihm traten Marie und Wilhelm in den Thorweg, und gleich am Eingange desselben hielt der letztere seine Schritte an.

„Hier laß uns bleiben, Maria“, sprach er dann mit gedämpfter Stimme, „wir sind hier völlig ungeführt. Sollte Jemand vorübergehen, so brauchen wir uns nur still zu verhalten, und kein menschlich Auge wird uns in dieser Finsterniß erblicken.“

„Nein, nein, nicht hier“, flüsterte Maria ängstlich, „ich fürchte mich in dieser Finsterniß, laß uns weiter gehen, ich bitte.“

„Du fürchtest Dich?“ fragte Wilhelm verwundert, während er, der Bitte Mariens nachgebend, schon im Weitergehen begriffen war; „was brauchst Du zu fürchten, wenn ich bei Dir bin?“

„Wilhelm!“ sagte Maria, indem sie sich fester an den Geliebten schmiegte und angstvoll zusammenschauerte, „wenn hier ein Mörder versteckt wäre?“ — Ihre Gedanken waren in diesem Augenblicke mit Anton beschäftigt, und ihre Schritte verdoppelnd, zwang sie auch Wilhelm zu rascherem Fortschreiten.

„Ein Mörder!“ lachte dieser, dem die Angst des

Mädchens freilich wunderbar genug vorkommen mußte; „welche thörichte Furcht!“

In demselben Augenblicke hörten Beide einen leisen Ausruf.

„Was war das?“ rief Maria heftig zitternd.

„Was wird's gewesen sein“, sagte Wilhelm ruhig, „vielleicht sprach einer von den Dienstmännern des Grafen, die dort in der Wachtstube sind.“ — Sie gingen vorüber und waren einige Augenblicke darauf im Freien.

Als Anton von seinem Versteck aus die Vorübergehenden ins Auge gefaßt hatte, erkannte er zu seiner nicht geringen Verwunderung sowohl Maria wie Wilhelm Wallmann, und es war ihm nicht möglich gewesen, einen, wenn gleich nur mit unterdrückter Stimme hervorgestoßenen Ausruf des Staunens und der Wuth, zurückzuhalten, der indessen, wie wir gesehen haben, doch gehört worden war. — Er überlegte jetzt, ob er das Paar noch weiter verfolgen oder sich zu dem Stellbuchein begeben solle, dessen vorhin erwähnt wurde. Nach kurzer Zeit entschloß er sich zu dem letzteren, da er eine weitere Verfolgung für zwecklos erkannte, und ein Zusammentreffen mit den Liebenden ihm vor der Hand ebenfalls zu nichts nützen konnte.

„Das also war's“, sprach er dann mit den Zähnen knirschend, während er zugleich den Rückweg

antrat; „die keusche Jungfrau liebt — und wen! einen Hungerleider, der nicht das Hemd sein nennt, was er auf dem Leibe trägt. Dessen geheimes Liebchen zu sein, schämt sie sich nicht, während sie mich wie einen Hund mit Verachtung zurückstößt?! Nun, ich gedenk's ihr, so wahr ich lebe!“

Mit schnellen Schritten kehrte er darauf in die Stadt zurück, während Maria und Wilhelm im Freien traulich plaudernd neben einander gingen, und über die für die Zukunft einzuschlagenden Wegethatschlagten. Als Wilhelm von Antons frevelhaftem Eindringen in Mariens Gemach und den schmachvollen Anträgen des jungen Wüßlings Kunde erhielt, brauste er zornig auf, aber die kluge Maria wußte ihn zu beschwichtigen, daß er nichts Feindseliges gegen Anton unternähme, was Wilhelm im ersten Zorne Willens war zu thun, und was er mit wilden Drohworten betheuerte. Mariens milden, klugen Worten Gehör gebend, war er aber bald mit ihrem ganzen Plane einverstanden, und er seinerseits entschloß sich, jezt unverzüglich seine Wanderschaft anzutreten, damit er desto eher wieder zurückkehren, und das stille, klösterliche Leben, das Maria im Hause der alten Ruhme zu führen genöthigt sein würde, aufhören könne. Als die Liebenden sich über alle diese Punkte zu beiderseitiger Zufriedenheit verständigt hatten, hätten sie füglichweise zu Hause gehen

können, allein sie thaten es nicht; Hand in Hand gehend plauderten sie noch eine geraume Weile weiter, und erst als die Stadtglocke die zehnte Stunde anzeigte, traten sie ihren Heimweg an.

In den Straßen der Stadt war es inzwischen ziemlich still und ruhig geworden, und da ihnen Niemand begegnete, so wagte es Wilhelm, Maria bis an die Thüre des Fluchbeilschen Hauses zu begleiten, allwo er mit einem zärtlichen Händedruck entlassen wurde. — Maria aber schlüpfte dann schnell ins Haus und als sie sich nach kurzer Zeit allein in ihrem Stübchen befand, fühlte sie sich außerordentlich beruhigt und erleichtert, sie vergaß es sogar an die kleine Sünde zu denken, deren sie sich auf dem Wege zum Stellbichein schuldig fühlte, und Gott bittend, daß er Alles zum Besten lenken und sie und ihren Geliebten in seinen heiligen Schutz nehmen möge, begab sie sich zur Ruhe.

Am nächsten Tage zeigte Maria ihrer Herrschaft an, daß sie Willens sei, in den Ostern, die nahe vor der Thüre waren, ihr Haus zu verlassen, um die Wirthschaft ihrer alten Muhme zu führen. Adam Fluchbeil sowohl wie seine Gattin waren über diesen Entschluß ihrer treuen und fleißigen Wirthschafterin sehr betrübt, da sie sich nicht allein der besten Dienste von Maria zu erfreuen gehabt, sondern das fromme, sittsame Mädchen auch zugleich liebgewonnen hatten,

gleichwohl wußten sie gegen den Grund, den Maria zur Rechtfertigung ihres Entschlusses vorbrachte, den nämlich, daß sie sich verpflichtet fühlte, ihrer alten hilfbedürftigen Muhme die nöthige Pflege angedeihen zu lassen, nichts einzuwenden, und so bewilligten sie, wiewohl ungern, Marien ihre Entlassung. — Einige Tage darauf wanderte Wilhelm Wallmann mit dem wohlgepackten Felleisen auf dem Rücken und von seinen Gewerksgenossen begleitet, zum Damnthore hinaus. Am Abend vorher hatte er eine letzte Zusammentkunft mit Maria gehabt, diesmal aber im Hause der Muhme, und nach den gegenseitigen Versicherungen ewiger Liebe und Treue schieden sie von einander, zwar mit Thränen, aber doch von den besten Hoffnungen für die Zukunft erfüllt.

Die Unglückseligen ahnten nicht, daß ein grausiges Schicksal alle ihre Hoffnungen zerstören sollte, und daß sie auf Nimmerwiedersehn von einander schieden.

Anton Fluchbeil hatte kaum erfahren, daß Maria entschlossen war, das Haus seiner Eltern zu verlassen, als er ernstlich an die Ausföhrung seiner Rachepläne dachte. Lange sann er hin und her, ohne daß er zu einem Entschluß gelangen konnte; aus diesem oder jenem Grunde verwarf er bald den einen, bald den andern seiner bösen Gedanken, und das finstere Gesicht, was er während dieser Zeit des un schlüssigen

Grübelns der armen Maria zeigte, machte diese oft im Innersten ihrer Seele erbeben, und sie wünschte der Zeit Flügel, um nur desto schneller aus der Nähe des unheildrohenden Menschen zu kommen. Anfangs gedachte Anton, die heimliche Zusammenkunft Mariens mit Wilhelm zu verrathen und ihr dieselbe in Gegenwart seiner Eltern vorzurücken, wodurch die letzteren dann vielleicht veranlaßt worden wären, Maria als eine verbuhlte, liederliche Dirne mit Schimpf und Schande aus dem Hause zu jagen. Allein er bedachte, daß seine Eltern dem Mädchen so wohl gewogen und zugleich zu gutmüthig waren, um zu strengen Maßregeln geneigt zu sein, auch mußte eine solche Verrätherei ihn in den Augen seiner Freunde, die den Grund derselben vielleicht errathen haben würden, bloßstellen, und endlich auch war seine Rache von alledem nicht befriedigt. Er fühlte sich durch die Zurückweisung, die ihm widerfahren war, durch den Umstand, daß Maria einem niedrigen Handwerksgefelln vor ihm den Vorzug gegeben, so tief beleidigt, daß ihm ein kleiner boshafter Streich, als einen solchen nur betrachtete er die Vernichtung des guten Namens Mariens, nicht als eine genügende Rache erschien; er wollte tiefer in das Herz des Mädchens greifen, es ganz verderben, oder wenigstens das ganze Lebensglück desselben zerstören. Demgemäß faßte der junge Bösewicht endlich einen wahrhaft teuflischen

Gedanken, dessen Ausföhrung sogar mit leichter Mühe zu bewerkstelligen war, und da er nun wußte, wie er seine Rachegeleüste befriedigen konnte, so fühlte er sein schlechtes Herz erleichtert, der finstere Ausdruck seines Gesichtes verschwand, und er begegnete Marien, deren Aufenthalt in seines Vaters Hause sich nur noch auf wenige Tage beschränkte, mit einer Freundlichkeit und achtungsvollen Höflichkeit, die das arme Mädchen, die Anton's unversöhnlichen Character kannte, fast noch mehr als seine finsternen Mienen ängstigten, und diese dunkle Furcht war leider nichts weniger als ein leeres Hirngespinnst.

Indessen die Zeit verlief, und es war am Abend vor dem Tage, an welchem sie aus Fluchbeils Hause scheiden wollte, als Maria sich zufällig allein mit Anton in der Wohnstube ihrer Herrschaft befand. Schon war sie im Begriff sich zu entfernen, als Anton mit heuchlerischer Freundlichkeit auf sie zutrat und sie reuevoll wegen seines früher gegen sie begangenen Unrechts um Verzeihung bat. Er seinerseits — fuhr er fort — hege keinen Groll gegen sie, und daß dem so sei, möge sie daraus entnehmen, daß er ihr Liebesverhältniß mit Wilhelm Wallmann kenne, es aber Niemandem verrathen habe, da ihr dieses vielleicht unangenehm gewesen sein möchte. Er sei es gewesen, dessen Ausruf der Verwunderung sie in dem gewölbten Thorgange erschreckt, aber obgleich sie

seinem Herzen eine Wunde geschlagen, sei er doch weit entfernt, als Störenfried zwischen sie und ihren Geliebten zu treten, vielmehr wünsche er ihr zu ihrer Wahl von Herzen Glück und bitte sie nur noch, die bösen Stunden, die er ihr verursacht, ihm nicht in Haß zu gedenken.

Maria war aufs Höchste überrascht; diese verführerischen Worte Antons, so wie der Umstand, daß er um ihre Liebe wußte — beides kam ihr gleich unerwartet. In ihrer Verwirrung bemerkte sie das tückische Lächeln nicht, das jetzt seinem Gesichte einen so häßlichen Ausdruck gab, und etwas beschämt, daß sie Anton, wie sie glaubte, in ihrem Innern Unrecht gethan, bat sie ihn mit Thränen in den Augen wegen ihres heftigen Benehmens gegen ihn um Vergebung, und versicherte ihm, daß sie die Schonung und Rücksicht, die er ihr hinsichtlich ihrer unpassenden Zusammenkunft mit Wilhelm Wallmann bewiesen, ewig dankbar anerkennen werde.

Die Dazwischenkunft der Frau des Hauses führte eine Unterbrechung dieser Unterredung herbei, was Marien nicht unerwünscht war, da sie sich Anton gegenüber doch nicht gänzlich einer gewissen Aengstlichkeit ent schlagen konnte; sie benutzte daher die Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen, um ihre geringen Habseligkeiten zusammen zu legen und so morgen, nachdem sie die ihr anvertrauten Schlüssel in die

Hände der Hausfrau zurückgelegt, das Haus ihrer Herrschaft ohne Verzug verlassen zu können.

In der Frühe des nächsten Tages übersah Maria den Inhalt der ihrer Obhut übergebenen Schränke und Kisten; das Leinenzeug, Küchengeräth, die Vorrathskammern in Küche und Keller fand sie in bester Ordnung, als sie aber nun die ihr übergebenen Silbergeräthe überzählte, gewahrte sie zu ihrem Schrecken, daß ein schwerer silberner Trinkpokal, so wie mehrere andere werthvollen Gegenstände fehlten. In Todesangst durchsuchte sie alle Schränke, Kasten und Kisten des Hauses — umsonst, es war nichts von den genannten Dingen zu entdecken. In der Angst ihres Herzens warf sie sich der Magd, die mitunter auch wohl den Schlüssel zu dem Silberschrank in Händen gehabt, zu Füßen und beschwor sie, falls sie sich von dem Glanz des Goldes und Silbers habe blenden lassen, die entwendeten Gegenstände nur wieder heraus zu geben; es solle kein Mensch etwas davon erfahren und sie werde sich bis an ihr Lebensende als ihre Schuldnerin betrachten. Die Magd machte aber zu diesen Reden ein gar böses Gesicht und meinte bitter: sie sei ein ehrliches Landmädchen, und ein solches zu Hausdiebereien nicht im Stande, von den Stadtdirnen könne man sich dergleichen aber wohl versehen.

Maria wollte weinen, aber sie konnte nicht, ihre

Augen blieben trocken, während ihre Stirne brannte und Fieberfrost ihren Körper schüttelte. Mit zitternden Händen durchwühlte sie noch einmal die Schubladen, Auszüge und sonstigen Behältnisse des ganzen Hauses — vergebens und immer vergebens! In halber Verzweiflung stürzte sie endlich in das Zimmer des Hausherrn und während sie seine Knie umklammerte und ihm gestand, was sie zu diesem Schritte zwingte, flehte sie ihn an, sie nicht unglücklich, nicht ehrlos zu machen, sie wolle den ganzen Werth der fehlenden Sachen ersehen, nur solle er ihr Zeit geben.

Der gutmüthige Fluchbeil beruhigte die Kniende, wenn gleich es ihm besonders um den Trinkpokal leid that, den er als ein altes Erbstück stets in Ehren gehalten hatte. Er gab der wieder aufathmenden Maria die Versicherung, daß er sie wegen der abhanden gekommenen Gegenstände nicht anklagen wolle, nur solle eine gerichtliche Haussuchung stattfinden, die er, da der Pokal ja noch vor wenigen Tagen vorhanden gewesen und wahrscheinlich doch von einem Hausmitgliede entwendet worden, sofort zu veranlassen sich bewogen finde.

Während Adam Fluchbeil nun zum Stadthause eilte, ging die arme Maria, zwar etwas beruhigt, aber doch sehr niedergeschlagen auf ihr Zimmer, und betete zu Gott, daß er sie an ihrer Ehre ungekränkt aus diesem schlimmen Handel heraus führen möge.

Bald darauf fanden sich denn auch die Diener des Gerichtes ein, und die Haussuchung wurde mit der größten Stenge vorgenommen; selbst Antons Zimmer blieb nicht verschont. Allein man entdeckte nichts von den vermisteten Gegenständen, bis die Gerichtsdienere, die von dem Herrn des Hauses begleitet wurden, endlich in das Hinterstübchen traten, welches von Maria bewohnt wurde. — Maria, begreiflicherweise von diesem ganzen Vorgange peinlich berührt, war todtenbleich; zitternd und bebend gehorchte sie der Aufforderung, ihren Koffer aufzuschließen. — Wer aber vermöchte die Bestürzung und das unwillige Erstaunen Aller zu beschreiben, als aus dem Grunde des Koffers der Trinkpokal, so wie mehrere andere Silbergeräthe, die zwischen Kleidungsstücken versteckt und sorgsam mit Papier umwickelt waren, ans Tageslicht gefördert wurden.

Mit ernstern, drohenden Geberden hielten die Gerichtsdienere die aufgefundenen Geräthe Marien vor Augen, welche dieselben einen Augenblick mit Entsetzen und einem halb wahnsinnigen Erstaunen anstarrte; dann, als ob sie zum Bewußtsein ihrer fürchterlichen Lage gekommen, stieß sie einen durchdringenden Schmerzensschrei aus, und sank gleich darauf ohnmächtig zu Boden. — Als sie erwachte, befand sie sich in einem engen, dunklen Stübchen des Stadtgefängnisses, wohin sie auf die Verwendung des mit-

leidigen Adam Fluchheil, in einem verschlossenen Tragesessel gebracht worden war. Die Kunde von dem traurigen Schicksal, welches die arme Maria ereilt, war bald durch die ganze Stadt gedrungen, und hatte — wie das immer zu geschehen pflegt — zu Bemerkungen der mannigfaltigsten Art Veranlassung gegeben, deren wir jedoch nicht weiter gedenken wollen.

Die unglückliche Maria war, nachdem ihre Lebensgeister wieder erwacht waren, eine Zeitlang ganz verwirrt. Sie wußte nicht, ob sie wache oder träume; mit stummer, noch halb bewußtloser Bewunderung schaute sie die dunklen Kerkerwände und das einzige mit eisernen Gitterstangen versehene Fenster ihres Stübchens an. Allmählig aber dämmerte die Erinnerung an die schrecklichen Vorgänge dieses Tages in ihr auf, und als sie endlich vollkommen ihre Besinnung wieder erlangt hatte, da rang sie verzweifelnd die Hände und mit lautem Jammern warf sie sich auf den Boden nieder, während ein Strom von heißen Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen stürzte.

Nach einer Weile rasselte draußen ein Schlüsselbund an der Thüre und als diese sich öffnete, trat der Kerkermeister, ein alter finster aussehender Mann herein, und setzte einen Krug mit Wasser auf den in einer Mauerecke befindlichen Tisch, dann holte er aus einem Korbe ein großes Stück Brod hervor, welches er gleichfalls auf den Tisch legte. Hierauf sich zu

Marien wendend, die ihn mit scheuen, ängstlichen Blicken betrachtete, sprach er mit rauhem, aber doch gutmüthigem Tone: „Du wirst einer Stärkung bedürfen, daher iß und trink! Binnen einer Stunde werde ich Dich auf das Stadthaus führen, denn die gestrengen Herren des Raths wollen Dich noch heute verhören.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen!“ rief Maria laut schluchzend, „hält man mich denn für schuldig?“

„Wenn nicht, warum wärst Du denn hier?“ sagte der Kerkermeister mit ernster Betonung.

„Aber ich bin unschuldig!“ rief Maria mit angstvoller Hast, „nur die schändlichste Bosheit ist es, die, um mich zu verderben, mir diese Schlinge gelegt!“

„So sprechen sie Alle“, sagte der Kerkermeister wie für sich, und fuhr dann zu Marien gewendet fort: „Sag’ das den Richtern, aber hüte Dich, daß Du nicht selbst Dir Schlingen legst, es wäre schad’ um Deinen weißen Hals.“

Den Schlußsatz hatte der Kerkermeister leise mit abgewendetem Gesicht gesprochen und darauf das Gemach verlassen, aber Maria hatte ihn verstanden, und ein eisiger Schauer überlief sie. Das Gesicht mit den Händen bedeckend sank sie laut weinend auf einen hölzernen Sessel nieder. Aber der furchtbare Ernst ihrer Lage zwang sie darüber nachzusinnen, wie sie in dem bevorstehenden Verhöre sich vertheidi-

gen und ihre Unschuld darthun könne. Daß Anton Kluchheil, um sich an ihr zu rächen, die Silbergeräthe entwandt und in ihren Koffer geschafft habe, war ihr erster Gedanke, aber dennoch — wenn sie an die milden, freundlichen Worte dachte, die er gestern gesprochen — so schauderte sie vor dem Gedanken, einen so schrecklichen Verdacht auf einen Unschuldigen zu wälzen. Gleichwohl hegte sie denselben und wurde um so mehr darin bestärkt, als sie Anton vor wenigen Tagen in der Abendstunde eilfertig und mit verstörtem Gesicht die Treppe hatte herunter kommen sehen, die zu ihrem Stübchen, aber auch zum Boden führte, auf welchem Anton aber nichts zu schaffen gehabt haben konnte. Hatte er, wie sie kaum zweifeln konnte, die Frevelthat vollführt, so erklärte sich auch sein freundliches Benehmen, denn er hatte es dann nur in der arglistigen Absicht beobachtet, damit Maria so wenig wie sonst Jemand gegen ihn Verdacht schöpfen und er in Folge der begangenen Unthat nicht bloßgestellt werden könne. Rief sie sich nun so manche boshafte Characterzüge Anton's, die sie kennen gelernt, ins Gedächtniß zurück, so mußte sie ihm die That zuschreiben, da sie außer ihm kein Wesen kannte, das aus irgend einem Grunde Feindschaft gegen sie hegen konnte. Aber was nützte es ihr den Richtern gegenüber, daß sie unschuldig war und Anton als den

Urheber des ihr zur Last gelegten Verbrechens kannte? Konnte sie Beweise für ihre Ueberzeugung beibringen, und durften die Richter, wenn Anton leugnen sollte, was nur zu gewiß zu erwarten stand, ihren Worten Glauben schenken?

Der eintretende Kerkermeister unterbrach sie in ihrem Gedankengange, um sie auf das Rathhaus zu führen. In halber Betäubung folgte ihm Maria, aber als sie durch die Straßen der Stadt schritt und die bald neugierigen, bald mitleidigen, bald spöttischen Mienen der Vorübergehenden bemerkte, als sie die Bürgerleute vor die Thür stürzen und sich von einem Schwarm Buben und Mädchen begleitet sah, da drohten ihre Knie zu brechen und an der Treppe des Stadthauses angekommen, schwanden dem unglücklichen Mädchen die Sinne, sie sank zusammen und mußte nun von dem Kerkermeister die Treppe hinaufgetragen werden.

Bleich und zitternd, aber in ihrem Innern gefaßt und ruhig, trat Maria eine Weile darauf in den Gerichtssaal, in welchem die Richter in ihrer schwarzen Amtstracht bereits versammelt waren. Auf die Aufforderung derselben, ihr Verbrechen, dessen sie ja bereits als überführt zu erachten sei, nun auch reumüthig zu gestehen, damit wenn das Gesetz sie auch verurtheilen müsse, doch der Himmel mit ihr Erbarmen habe, antwortete Maria: daß sie unschuldig an

dem begangenen Verbrechen sei, daß irgend ein Bösewicht, um sie zu verderben, die Silbergeräthe in ihren Koffer geschafft haben müsse, und daß sie Gott zum Zeugen ihrer Unschuld anrufe. — Die Richter, denen das schöne, unglückliche Mädchen Mitleid einflößte, bemerkten ihr, daß ein Ableugnen des Verbrechens in diesem Falle zu nichts nütze, daß sie aber, falls sie gegründeten Verdacht gegen Jemand haben solle, den Richtern Alles vertrauensvoll mittheilen möge, was allein im Stande sei, ihr Leben zu retten, wenn nämlich ihre Aussagen geeignet sein sollten, den Urheber des Verbrechens zu ermitteln.

Maria zögerte einen Augenblick mit der Antwort, aber durch die abermalige Bemerkung des Richters, daß ihr Leben auf dem Spiele stehe, erschreckt, erzählte sie mit bebender Stimme Alles, was sich zwischen ihr und Anton ereignet, daß Anton's rachsüchtiger Character bekannt sei, und daß sie es der Weisheit der Richter überlasse zu entscheiden, ob der Verdacht, den sie gegen den Sohn ihres gewesenen Hausherrn hege, gegründet sei.

Die Richter aber schauten zu dem Allen gar finster darein; einige von ihnen waren Verwandte des Fluchbeil'schen Hauses; alle aber Bekannte und gute Freunde desselben. Nachdem sie darauf eine Weile sich leise mit einander besprochen hatten, wandte

sich einer von ihnen zu Marien und sagte mit strengem Tone:

„Hüte Dich, Unglückliche, daß Du Dein Verbrechen dadurch nicht noch strafwürdiger machst, daß Du den Sohn einer angesehenen Familie darin zu verwickeln suchst. Du kannst, wie Du selbst eingestehst, nichts von dem, was Du gegen Anton Fluchbeil vorbringst, beweisen; es kann also Alles eine leere Erfindung von Dir sein, und auf diese hin dürfen wir kaum den Sohn einer geachteten Familie vor unsre Schranken laden. Nichtsdestoweniger aber soll es geschehen; indessen wirst Du begreifen, daß Deine Aussage nicht mehr gelten kann, als die seine, und wenn er, wie wir zu seiner Ehre glauben müssen, schuldlos an dem zu sein erklärt, dessen Du ihn anlagst, so wird Dein Urtheil gesprochen werden, wenn Du nicht sonst noch etwas zu Deiner Vertheidigung vorzubringen hast, was Du sogleich hier erklären magst.“

Diese streng gesprochenen Worte machten auf Marien einen erschütternden Eindruck, um so mehr, als sie fühlte, daß die Richter auf ihre durch nichts bewiesene Aussage ja auch kein Gewicht legen konnten, und daß auf Antons Verhör, er mochte nun schuldig sein oder nicht, jedenfalls ihre Beurtheilung erfolgen mußte.

Die Richter ermahnten sie nun nochmals ihr Verbrechen einzugestehen, womit die Anklage gegen Anton Fluchbeil, die ohnehin nur aus der Luft gegriffen zu sein scheine, wegfalle, aber Maria, die den Verlust ihrer Ehre mehr als die Strafe, die sie treffen konnte, fürchtete, erwiederte mit halb gebrochener Stimme! „Tödtet mich, gestrenge Herren, wenn Ihr nicht anders könnt, aber um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich Euch, haltet mich nicht für eine Ehrlose, eine Diebin. Ich bin unschuldig, so wahr ich selig zu werden hoffe!“

„Und Du nimmst die Anklage gegen Anton Fluchbeil nicht zurück?“ fragte der Richter mit finsterner Miene.

„Ich kann es nicht, gestrenge Herren!“ rief Maria mit flehendem Sannertone; „ich würde meine armen, ehrlichen Eltern noch im Grabe beschimpfen, wollte ich mich zu diesem Verbrechen bekennen. Ich hab' es nicht begangen, der aber, der es begangen hat, muß mein Feind sein, und so muß ich Klagen gegen Anton Fluchbeil, denn außer ihm kenne ich keinen Menschen, der Haß und Feindschaft gegen mich im Herzen tragen könnte.“

Auf das Geheiß der Richter wurde die unglückliche Maria hierauf in den Kerker zurückgeführt, während die gestrengen Herren noch überlegten, wie sie wohl auf die mildeste und am wenigsten auffällige

Weise Anton Fluchbeil zum Verhöre verabluden könnten.

Dieser Glende, der die fluchwürdige That wirklich begangen, war nicht wenig bestürzt, als einer der Herren des Rathes in der Abendstunde in das Haus seines Vaters trat, und im Namen des Gerichtes ihn aufforderte, ihn auf das Rathhaus zu begleiten. Allein der Verbrecher hatte sich auch auf diesen Fall vorbereitet, und spielte den höchlich Ueberaschten, den an seiner Ehre unschuldig Gefränkten so geschickt, daß er den Argwohn, der denn doch in den Richtern rege geworden war, wieder zerstreute, und so entließen ihn die gestrengen Herren, da in der That kein genügender Grund zu einem peinlichen Verfahren gegen ihn vorhanden war.

Noch am Abend desselben Tages verbreitete sich durch die Stadt das schreckliche Gerücht, daß die arme Maria zum Tode verurtheilt sei, und kurz darauf wurde es zur schaudervollen Gewisheit, denn einige Bürger, die um die Zeit des Thorschlusses von ihren Gärten und Ackerstücken zur Stadt zurückkehrten, brachten die Kunde mit, daß vor dem Heiligengeistthore an dem Wege nach Nadorst ein Galgen aufgerichtet werde.

Die Richter von damals übten eine eben so strenge als schnelle Justiz, und so sollte das Todesurtheil, das der unglücklichen Maria inzwischen im

Kerker bekannt gemacht worden, schon in der Frühe des nächsten Tages vollstreckt werden.

Maria hatte den Urtheilsspruch, der ihrem Leben schon so frühe ein Ziel setzte, in halber Betäubung angehört. Das Leben hatte, nachdem die Richter sie für schuldig erklärt, zwar keinen Werth mehr für sie, aber die Liebe zum Leben ruht tief in der menschlichen Brust und jeden Menschen schauderts zu sterben.

So empfand denn die Bejammernswerthe auch alle Qualen der Angst und des Schreckens, wenn sie an den schimpflichen, schmerzvollen Tod dachte, der ihrer wartete. Wahre Folterqualen verursachten ihr aber die Gedanken an ihren Geliebten. Er, dessen ganze Seele an ihr hing, sollte bei seiner Rückkehr von der Geliebten nichts wiederfinden, als ihr einsames, von Allen gemiedenes Grab unter der Richtstätte. Aber sie hoffte, daß Wilhelm an ihre Unschuld, die sie im Angesichte des Todes noch heilig betheuern wollte, glauben und in nächstlicher Stunde vielleicht das Grab der Geliebten auffuchen und es mit seinen Thränen benetzen werde. Ihr Schmerz wurde milder bei diesem Gedanken, und als bald darauf ein Geistlicher in ihren Kerker trat, um sie auf den Tod vorzubereiten, da sank sie vor dem ehrwürdigen Manne auf die Knie und legte ihm demüthig und reuevoll ihre letzte Beichte ab. Voll frommer Ergebung betete sie mit dem Diener des Herrn



die ganze Nacht, und sie hatte die schmerzlich süße Befriedigung, daß, als der fromme Priester beim Grauen des Tages von ihr schied, er sie mit Thränen in den Augen umarmte, und ihr die Versicherung gab, daß er an ihre Unschuld glaube.

Das fromme Mädchen hatte durch ihr inbrünstiges Gebet den Todeschauer, der das Blut in ihren Adern fast erstarren gemacht, überwunden; durch die von dem Priester erhaltene Absolution war sie mit ihrem Gott versöhnt, und beruhigt legte sie sich auf ihr Lager nieder, um durch Schlaf ihre todesmüden Glieder zu dem letzten schweren Gange zu stärken.

Mariens Freundinnen hatten, um dem unglücklichen Mädchen ein letztes Zeichen ihrer trauernden Theilnahme zu geben, ein weißes mit weißen Rosen geschmücktes Sterbekleid und ein kleines von Ebenholz gefertigtes Crucifix in den Kerker geschickt, und als Marie erwachte, sah sie die Frau und die Tochter des Kerkermeisters mit diesen Gegenständen in ihr Stübchen treten. Sie erhob sich rasch, um sich ankleiden zu lassen, und mit einem wehmüthigen Lächeln steckte sie selbst einige weiße Rosen in ihr blondes, lang herabwallendes Haar. Kaum aber war dies geschehen, als die dumpfen Klänge der Todtenglocke des Heiligengeistthurmes an ihr Ohr schlugen und fast zu gleicher Zeit traten der Priester und einige Herren des Gerichts in die Kerkerstube, um

das unglückliche Mädchen zum Hochgerichte zu begleiten. Als Maria die schwarz gekleideten Gestalten anschaute, deren Blicke voll ernster Theilnahme auf ihr ruhten, als sie sich selbst so traurig festlich geschmückt sah, da erinnerte sie sich plötzlich des Traumes, den sie nach dem ersten unglücklichen Zusammentreffen mit Anton Fluchbeil gehabt, und der sich jetzt so ernst und schrecklich erfüllte. Hier stand sie, geschmückt als eine Braut, wie sie sich im Traume gesehen, aber als die Braut des Todes, mit welchem sie die rauhe, bluttriefende Hand des Henkers vermählen sollte. Das arme Mädchen schauderte bei diesem Gedanken, und es bedurfte der milden tröstenden Zusprache des Priesters, um ihr ihre frühere Ruhe und Fassung wieder zu geben. — An der Hand des Geistlichen wurde Maria darauf aus dem Kerker auf die Straße geführt, und langsam bewegte sich der Trauerzug über die Langenstraße zum Heiligengeistthore hin, von einer unzählbaren Menschenmenge begleitet.

Maria ging mit gesenktem Haupte an der Seite des Priesters, eifrig betend und von Zeit zu Zeit das Crucifix, welches sie in der Hand trug, küssend. Erst im Angesichte der Richtstätte erhob sie die Blicke. Ein verklärtes Lächeln, welches auf ihrem schönen, marmorbleichen Angesichte lag, verlieh demselben einen unbeschreiblich rührenden Ausdruck. Wie in Gedan-



ten brach sie von einem hart am Wege stehenden Lindenbäumchen ein kleines Zweiglein ab, welches sie, als sie den Richtplatz schon betreten hatte, noch in der Hand hielt.

Hier im Angesichte des Todes trat noch einmal einer der Herren des Rathes zu ihr und bat sie mit eindringlichen Worten nicht verstockten Herzens vor den ewigen Richter zu treten, sondern durch ein offenes, reumüthiges Geständniß sich seiner Gnade und Vergebung würdig zu machen.

Maria neigte demüthig ihr Haupt vor dem gestrengen Herrn, dann aber wandte sie sich gegen die die Richtstätte umgebende Menschenmenge und mit bebender, aber doch vernehmlicher Stimme sprach sie:

„Meine lieben Mitbürger! ich sterbe unschuldig! Beim allwissenden Gott, vor dessen Thron ich in wenigen Augenblicken treten werde, schwöre ich, daß ich das Verbrechen, wegen dessen man mich angeklagt und zum Tode verurtheilt hat, nicht begangen habe. Vielleicht wird die Zukunft meine Unschuld an den Tag bringen und meine Ehre in Eurem Gedächtniß wiederherstellen. Geschähe dies aber nicht, so mag ein Zeichen für meine Unschuld reden. Hier dieses Zweiglein will ich in den Boden pflanzen, und so gewiß es zu einem Baume erwachsen wird, so gewiß auch bin ich unschuldig!“

Maria hob bei diesen Worten das schwache dünne Zweiglein hoch empor, dann senkte sie es mit der Spitze in die Erde, so daß es aufrecht stehen blieb.

Nachdem dieses geschehen war, wurde manches Auge feucht, und Viele hielten sich nach dieser feierlichen Erklärung des unglücklichen Mädchens von dessen Unschuld überzeugt. Aber der Spruch des Gerichtes konnte hierdurch nicht umgestoßen werden, und auf den Wink des Richters wurde Maria an die Leiter, die zum Galgen hinaufführte, geleitet. Wohl bebten ihre Knie, als sie die Todesleiter hinaufstieg, aber die Worte des Priesters hielten ihren Geist aufrecht.

Als der Henker ihr die Schlinge um den Hals legte, hörte man ringsumher ein lautes Jammern und Weinen, aber Maria blieb standhaft. „Mein Gott! mein Gott! erbarme Dich meiner Seele!“ rief sie noch mit lauter Stimme; dann wurde die Leiter unter ihr weggezogen, und nach wenigen Augenblicken hatte die Unglückliche aufgehört zu leben.

Ernst und schweigend gingen die Bewohner Oldenburgs nach der Stadt zurück. Eine Zeitlang war das Schicksal Mariens der Gegenstand des Stadtgesprächs, und den gestrengen Herren des Rathes wurde es oft gar unheimlich zu Sinne, wenn sie an die feierliche Unschuldsklärung der armen Maria dachten.

Aber die Zeit verlief und mit ihr schwand auch mehr und mehr die Erinnerung an das schreckliche Ereigniß, welche indessen von Zeit zu Zeit wieder aufgefrischt wurde, wenn nämlich die Rede auf das Lindenzweiglein kam, welches Maria in die Erde gesteckt, und welches lustig empor schoß und von Jahr zu Jahr stärker und kräftiger wurde. Anfänglich hatten die Bürger es mit einem kleinen Gehege umgeben, um es vor muthwilligen Händen sicher zu stellen, aber als das Gehege nach einigen Jahren zusammenfiel, war es nicht nöthig, dasselbe zu erneuern, denn das Zweiglein war nun schon zu einem kräftigen Bäumchen erwachsen, welches von Allen, die um dessen Geschichte wußten, für heilig gehalten wurde, so daß nicht zu befürchten stand, daß eine freche Hand sich daran vergreifen werde. Ein Mensch lebte jedoch, der mehr als einmal im Begriff stand, das Bäumchen auszureißen und es im Feuer vergehen lassen. Dieser Eine war Anton Fluchbeil. Jedesmal aber, wenn er in dunkler Nacht hinausgegangen war, um Hand an dasselbe zu legen, fühlte er seine Arme wie gelähmt, eine entsetzliche Furcht bemächtigte sich seiner Seele, und trieb den Glenden in Angst und Graus nach der Stadt zurück.

Vier Jahre waren seit Mariens unglücklichem Ende verflossen, da kniete eines Tages ein hochgewachsender junger Mann an dem kleinen Grabhügel,

der sich neben dem Lindenbäumchen erhob, und unter welchem Maria schlummerte.

Es war Wilhelm Wallmann, der bei der Rückkehr von der Wanderschaft die traurige Geschichte seiner Geliebten erfahren, und, wie diese auch gehofft hatte, ihren Grabhügel mit Thränen benetzte. Drei Tage noch blieb Wilhelm in der Stadt, während welcher Zeit er täglich an Mariens Grabe betete; dann zog er wieder hinaus in die Fremde, denn die Vaterstadt hatte keinen Reiz mehr für ihn, seit sie ihm sein Liebstes so grausam gemordet. — Er ist bald darauf in einem fernen Lande vor Gram gestorben.

Anton Fluchbeil aber hat zu seiner Strafe noch lange gelebt; erst auf seinem Sterbebette bekannte er dem Beichtvater, welche furchtbare Schuld auf seinem Herzen lastete, und die Unschuld der armen Maria kam somit erst an den Tag, als fast schon ein neues Geschlecht in Oldenburg lebte, von welchem nur noch wenige alte Leute sich der unglücklichen Maria erinnerten. Auf seinen Grabstein hatte Anton die Worte: „D ewich is so lank!“ setzen lassen, welche von seiner Furcht vor der Ewigkeit und den Strafen, die ihn in derselben erwarteten, Zeugniß gaben. Diesen Grabstein fand man nach langen, langen Jahren beim Bau eines neuen Hauses in der Nähe des Marktplazes, und als eine Warnungs-

tafel fügte man diesen Stein der Mauer ein, welche den inzwischen vor das Heiligengeistthor verlegten Kirchhof umgab.

Und wohl ist dieser Spruch geeignet, den Sünder auf seinem Wege anzuhalten. Die ernstesten, bedeutungsvollen Worte: „D ewich is so lanf!“ die man noch heute am Eingange unsers Kirchhofes lesen kann, haben im Lauf der Zeit wohl schon manches verstockte, sündenbeladene Herz zur Reue und Befehring gebracht.

Das Zweiglein aber, welches die schuldlose Maria in die Erde gesenkt, ist zu der hohen, stolzen Linde erwachsen, die als eine Zierde und Merkwürdigkeit des Oldenburger Kirchhofes weit und breit bekannt und berühmt ist, und die noch jetzt, obgleich schon alt und morsch, alljährlich sich mit frischem, dichtem Laub bekleidet, an welchem sich vielleicht noch unsere späten Enkelgeschlechter erfreuen werden.

Die Brant von Visbek.

Als der mächtige Herzog und Kriegsoberste der Sachsen, der große Wittekind, endlich nach dem tapfersten und beharrlichsten Widerstande der gar zu großen Uebermacht des Kaisers Karl des Großen sich hatte beugen und mit vielen seiner Mannen das Christenthum bekennen müssen, da zog er sich in seinem Alter in das schöne Verigau zurück, wo er zahlreiche Güter, Schlösser und Burgen besaß, um fern von dem lärmenden Getreibe der Welt jetzt seinem Seelenheile aufrichtig zu leben; denn der greise Kriegsheld hatte sich nicht durch äußerlichen Zwang, sondern so recht aus innerer Ueberzeugung zum Christenthume bekehren lassen, da der Herr ihm auf sein brünstiges Flehen ein sichtbares Zeichen gegeben hatte, daß im Christenthume nur allein das zeitliche und ewige Heil zu finden sei. — Der Theil aber des Verigau's, den Wittekind sich zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, war die Gegend um und bei dem jetzigen Wildeshausen, und mehrere seiner Söhne

